

Politische Flüchtlinge gelten als Belastung für die Aufnahmegesellschaft – ihre positive Rolle wird übersehen

Traumatisiert, nicht unqualifiziert

Von Stefan Beig

- Flüchtlingstraumata erschweren Integration.
- Flüchtlingskinder sind teils hochqualifiziert.
- Europäisches Zentrum für Migrationsforschung befasst sich damit.

Wien. „Bei Verhaftungen wird man vor den Augen der Verwandten geschlagen, die eigene Ehefrau vergewaltigt. Uniformierte nehmen Leute plötzlich weg, Personen verschwinden einfach“, erzählt Aslan, ein tschetschenischer Asylwerber. Politische Flüchtlinge nehmen neben ihrem spärlichen Hab und Gut oft schwere Traumata mit in ihr Aufnahmeland. Die Anlässe für Verhaftungen sind dort mitunter banal: „Manchmal genügt es auf der Straße die Exekutive nicht anzulächeln, um festgenommen zu werden.“

Zurzeit bilden Tschetschenen die größte Gruppe der Asylwerber in Österreich. Geschätzte 25.000 leben hier, 12.000 davon wurde Asyl gewährt. Viele wissen nicht, wie es ihren Eltern geht: „Es ist gefährlich, mit den Verwandten zu telefonieren“, berichtet Aslan, der seit 2006 in Österreich lebt.

Der Staat als Bedrohung

Österreich hat in den vergangenen Jahrzehnten Flüchtlingswellen aus verschiedenen Ländern erlebt. Mit den Traumata und ihrer Verarbeitung befasst sich schon seit 1982 das Europäische Zentrum für Migrations- und Integrationsforschung (Eumig) in Wien. „Oft geschieht beim Asylverfahren eine Retraumatisierung durch das Befragen“, erzählt der wissenschaftliche Leiter Karl Bohrn. „Politische Flüchtlinge wurden in ihrem Herkunftsland nicht ausreichend geschützt, der Staat ist für sie etwas Bedrohliches. Die Befragung führt zur Wiederauslösung alter Traumatisierungen. Das Verhalten der



Ungewisse Zukunft, Traumata wegen der Vergangenheit: Politische Flüchtlinge in Traiskirchen. Foto: apa

Asylwerber macht dann schlechten Eindruck und erschwert es, den Asylstatus zu bekommen.“ Der Psychotherapeut kennt die Probleme aus der Praxis und hat sich im Rahmen seiner Forschungstätigkeit auch mit Langzeitfolgen von Folter und Exil befasst.

Als „kumulative Traumatisierung“ beschreibt Sebastian Bohrn-Mena, Eumig-Geschäftsführer und Karl Bohrns Sohn, die Erfahrung politischer Flüchtlinge: „Erst Folter im Herkunftsland, das Verlassen der Heimat und Ablehnung im Aufnahmeland: Diese anhaltenden Retraumatisierungen beeinträchtigen die Aufarbeitung und erschweren die Integration massiv.“ In Österreich fehle meist die therapeutische Betreuung: „Es gibt keine langfristige Unterstützung, sondern nur eine kurze Krisenintervention.“

Ein Augenmerk von Eumig gilt auch der angespannten Lage der

Flüchtlingskinder. „Sie übernehmen oft Aufgaben und Funktion, die ihrem Alter nicht angemessen sind“, berichtet Bohrn-Mena. Es passiere das, was in der Fachwelt „Parentifizierung“ genannt wird – ein Rollentausch zwischen Eltern und Kind.

„Junge Flüchtlinge kommen in ein Land, wenn sie noch in einer Entwicklungsphase sind. In der Schule lernen sie Deutsch und werden in die Gesellschaft eingegliedert. Die Eltern sind hingegen oft isoliert und unterbezahlt. Ihre Kinder werden zum Bindeglied zur hiesigen Gesellschaft. Sie begleiten etwa die eigenen Eltern zum Arztbesuch.“

Solche Kinder sind frühreif und nach außen hin bestens integriert: „Sie passen sich an und haben früh gelernt, sich Sorgen um die Eltern zu machen. Sie kommen viel besser zurecht als ihre Eltern, orientieren sich an der neuen Gesellschaft, suchen sich neue Vorbilder. Das Rollenmodell

der Eltern fehlt. Kinder übernehmen früh eine sehr hohe Verantwortung“, analysiert Karl Bohrn.

Das präge auch ihre spätere Entwicklung: „Die emotionale Abhängigkeit zu den Eltern bleibt bestehen, die bereits erwachsenen Kinder fühlen sich weiter für ihre Eltern verantwortlich. Das kann, aber muss nicht entwicklungshemmend sein.“ Dabei bilde sich im Inneren eine abgespaltene Persönlichkeit: „Einerseits stehen sie später voll im Leben, wurden integriert und assimiliert, sprechen sogar besser Deutsch als der durchschnittliche Österreicher, andererseits sind sie emotional über die Eltern ihrem Heimatland verbunden. Ein Chilenin erzählte mir einmal, sie sei im Herzen Lateinamerikanerin und mit dem Verstand Österreicherin.“

Die hohen Anforderungen der Kindheit und die Beheimatung in zwei verschiedenen Kulturen macht einige Migranten der zweiten Generation daher später zu „hochqualifizierten und sehr leis-

tungsfähigen Menschen“, wesentliche Voraussetzungen „für Erfolg in der Aufnahmegesellschaft“, so Bohrn. Gleichzeitig bleibe bei vielen eine Ambivalenz im Hinblick auf ihre Zugehörigkeit bestehen.

Beide Wissenschaftler räumen ein, dass auch andere Faktoren für eine geglückte Integration wichtig sind. „Kulturelle Unterschiede spielen eine Rolle: die Vergleichbarkeit, was Werte, Akzeptanz und Aussehen betrifft“, so Bohrn. „Ein Afrikaner hat es a priori schwieriger. Zudem ist die Bildungsbewusstheit der Eltern entscheidend.“ Wichtig sei weiters eine Bezugsperson in der Gesellschaft, „vor der man keine Angst hat, der man vertraut und von der man Anerkennung erfährt.“ Im Hinblick auf das Zusammenleben von Österreichern und Migranten meint Bohrn: „Beide Seiten haben Bilder und Konstruktionen über den anderen in ihren Köpfen.“

Verklärung der alten Heimat

Ein weiteres Problem vieler Flüchtlinge ist die Verklärung der Heimat in ihrem Kopf: „1973 haben viele Chilenen aus politischen Gründen ihre Heimat verlassen“, berichtet Sebastian Bohrn-Mena. „In Österreich begannen dann einige, ihr Herkunftsland zu idealisieren. Als sie schließlich 1990 zurückkehrten, bemerkten sie, wie stark sich die Gesellschaft verändert hat. Das Idealbild wurde zerstört und das führte zur Frustration, nirgendwo zu Hause zu sein.“

Gesund sei es auf jeden Fall, wenn sich Migranten sowohl mit ihrer eigenen Community beschäftigen als auch mit der neuen: „Dazu gehört auch die psychische Integration, es zuzulassen, Österreicher zu werden.“ Bohrn-Mena und sein Vater sind überzeugt: „Wenn es Zuwanderer schaffen, ihre Ressourcen freizusetzen, bedeutet das auch ein enormes wirtschaftliches Potenzial. Ob das gelingt, hängt aber auch von der Förderung ab.“ ■



Mit Idealismus und Engagement für Asylwerber tätig

Von Iris Fenkart

- Alisa Pepic und Marc André haben in jungen Jahren beschlossen, im Asylbereich tätig zu sein.

Wien. Alisa Pepics Zugang zum Thema ist geprägt von Erfahrungen in ihrer Familie, die wegen des Bosnienkriegs flüchten musste. Flüchtlingsbetreuung und Integration sind für sie daher keine Fremdwörter oder Floskeln. Man nimmt es der Studentin ohne lange zu zögern ab, dass ihre Motivation schlicht und einfach darin besteht, „jemandem, der Hilfe braucht, helfen zu können“.

Neben dem Studium der Psychotherapie-Wissenschaften und Anthropologie arbeitet Alisa Pepic 20 Stunden in der Asylberatungsstelle „Umako“ im Kolpinghaus. Tagtäglich steht sie Migranten beratend zur Seite. Es sei nicht sehr schwer, Vertrauen zu Asylwerbern aufzubauen, berichtet sie. Im Großen und Ganzen seien alle Hil-

fesuchenden nett: „Da sie ja eigentlich nur uns haben, müssen sie sich uns gegenüber öffnen. Sie haben ja in diesem Land sonst niemanden, der ihnen helfen kann.“ Sie habe hier auch keine spezifischen Unterschiede im Verhalten verschiedener ethnischer Gruppen bemerkt. Für Alisa Pepic sind alle gleich, da sie aus denselben Motiven geflüchtet sind – Kriegsverfolgung, Vergewaltigung und Unterdrückung.

Beim Auslandsaufenthalt in der Schweiz wachgerüttelt

Marc André hat sein Jus-Studium bereits absolviert und ist nun juristischer Mitarbeiter am Asylgerichtshof. Sein Zugang zum Thema unterscheidet sich von demjenigen von Pepic. Während eines Studienaufenthaltes in der Schweiz hat er sich das erste Mal bewusst mit dem Thema Asyl auseinandergesetzt. Er teilte sich das Zimmer mit einem iranischen Asylwerber und lernte einige Kamerunesen kennen, die alle Stipendiaten des Justinus Werkes,

eines privaten Vereins, waren. Ziel des Stipendiums war die Rückkehr in das Heimatland nach Beendigung des Studiums, um das Gelernte anzuwenden. André sieht darin einen sinnvollen Ansatz, um das Asylthema anzupacken.

Initialzündung für die Berufswahl war ein Gastvortrag, der auf das Dilemma des Wirtschaftskreislaufs in Bezug auf die Dritte Welt aufmerksam machte. Für Marc André ist die fehlende Perspektive der Asylwerber im eigenen Land eines der Hauptprobleme. Es stelle auch die jeweiligen Heimatländer wegen massiver Abwanderungen auf Dauer vor schwierige Aufgaben. André sieht in der Vergabe von Stipendien im Sinne des Justinus Werkes oder Mikrokrediten einen nachhaltigen Ansatz. Hilfe zur Selbsthilfe vor Ort also. Innenpolitische Maßnahmen seien da bloß „ein Tropfen auf den heißen Stein“ und würden langfristig am eigentlichen Problem vorbeigehen.

Kritisiert wird von dem Juris-

ten, dass zu wenig gegen Menschenhandel, insbesondere gegen die oft daran verknüpfte Prostitution getan werde. Für ihn ist es ein Erfolg, wenn eine Asylbewerberin, die in Österreich als Prostituierte arbeiten musste, abgewiesen wird. Oft befänden diese Frauen sich wegen Drogenkonsums in einem desolaten körperlichen Zustand. Ob das Leben in der Heimat besser läuft, ist fraglich. Tröstend findet André den Gedanken, dass es gerade für solche Schicksale meist Auffangrichtungen für Rückkehrende gibt. Quasi Asyl vom Asyl.

Strahlende Augen sind beglückende Erfahrungen

Glücksmomente in ihrem Job kennt auch Alisa Pepic. Dazu gehöre etwa der Blick in die vor Glück strahlenden Augen eines ihrer Schützlinge, wenn der Asylantrag positiv beurteilt wurde.

Mit der gängigen Darstellung des Asylthemas sind André wie Pepic unzufrieden. Alisa Pepic bemängelt, dass Asylwerber meist

als Kriminelle oder Personen, die sich ja gar nicht integrieren wollen, dargestellt werden. Positive Beispiele der Integration, wie beispielsweise erfolgreiche Studenten mit Migrationshintergrund, seien nicht Bestandteil der öffentlichen Diskussion. Laut Marc André werde das Thema weder in der Öffentlichkeit noch in Fachkreisen sachlich diskutiert. Beide sind sich einig, dass das Ziel eines jeden Asylwerbers ein Leben in Frieden sei.

Ob sich die beiden vorstellen können, längerfristig in dem Bereich tätig zu sein? Alisa Pepic bereitet ihre Arbeit viel Freude, doch liegt ihr Fokus in der Psychotherapie. Wer weiß, vielleicht spezialisiert sie sich für den Bereich Trauma, Asyl oder Integration? Marc André könnte sich sehr wohl vorstellen, noch länger hier sein vorrangiges Arbeitsfeld zu haben, allerdings eher in Bereichen, „in denen man unmittelbar an der Lösung des Problems arbeitet, und nicht so sehr an dessen Folgewirkungen.“ ■